

(Im Schütt-)Stein des Anstosses

Autor(en): **Zittener, Werner**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Fachblatt für schweizerisches Heim- und Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers**

Band (Jahr): **38 (1967)**

Heft 5

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-807316>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

mit echter beruflicher Haltung sieht in jedem Klienten in allererster Linie den Menschen, ganz gleichgültig, welches soziale Fehlverhalten sich manifestiert hat. Der Sozialarbeiter arbeitet mit Menschen und nicht mit Fällen. Zeigt sich nicht auch hier, welch eminent praktische und nicht nur theoretische Bedeutung einer differenzierten Terminologie zukommt? Für den Fürsorger kann es nie und nimmer darum gehen, zu wählen zwischen persönlichem Engagement und Helferwillen einerseits und der sinnvollen Anwendung wissenschaftlich fundierter Fachkenntnisse andererseits. Beides gehört zum qualifizierten Sozialarbeiter. Die Hilfsbereitschaft — ja ich scheue mich nicht, von einer eigentlichen Liebe zum geschwächten und benachteiligten Mitmenschen zu sprechen — muss geläutert, diszipliniert und auf die realisierbaren Möglichkeiten ausgerichtet werden. Dazu sind wissenschaftliche Fachkenntnisse unerlässlich. Dazu sind wir vor allem auf diagnostische Ueberlegungen angewiesen, die es uns erst ermöglichen, den Klienten oder Schützling oder Schutzbefohlenen zu verstehen, immer wieder aufs neue zu verstehen trotz Fehlschlägen und Rückfällen. Denn eine wirkliche Hilfe setzt Verstehen voraus.

- 6 Es geht nicht an, theoretische Erkenntnisse, die Mitglieder der Arbeitsgruppe für Terminologie und die Ausbildungsstätten als ein und dasselbe zu betrachten. Aus dem letzten Abschnitt von Herrn Dr. Bollingers Ausführungen wird klar, dass er Spannungen zwischen den Schulen und Heimen anvisiert, «die sich bei oft ganz geringfügigem Anlass entladen». Für solche Spannungen hat nicht unsere Arbeitsgruppe einzustehen, in der praktisch tätige Sozialarbeiter und Leute der Schulen vertreten sind. Ich selber fühle mich beiden Lager gegenüber verpflichtet. Für mich gibt es keinen grundsätzlichen Gegensatz zwischen Theorie und Praxis. Der wirkliche Fortschritt ergibt sich aus den Spannungen im besten Sinne des Wortes. Die Praxis wird durch die Theorie angeregt und bereichert. Und umgekehrt gewinnt die Theorie neue Erkenntnisse aus den Erfahrungen der Praxis. So wie wir uns Lehrkräfte wünschen, die ihr theoretisches Wissen in der Praxis erprobt haben, um einen lebensnahen Unterricht erteilen zu können, so erwarten wir vom Praktiker, dass er die theoretischen Kenntnisse in praktische Leistungen umsetzen kann. Vielleicht darf hier einmal festgestellt werden, dass die Heime (und auch die in der offenen Fürsorge tätigen Sozialarbeiter) ungefähr seit dem Jahre 1950 den Schulen für Soziale Arbeit vielgestaltige und wertvolle Impulse zu verdanken haben; und diese Anregungen haben zum heutigen Niveau auch der geschlossenen Fürsorge wohl Wesentliches beigetragen. Es gibt erfahrungsgemäss Zeiten, in denen die wissenschaftliche und theoretische Konzeption der Praxis vorseilt. Davon profitiert die Praxis, sofern die Kluft zwischen beiden Lagern nicht allzu gross ist. Dies zu verhindern ist Sache des Gespräches, das auf beiden Seiten guten Willen und Verzicht auf Prestigedenken voraussetzt. Auch wird jede Seite der andern ehrliches Bemühen im Interesse der gemeinsamen Anliegen und im Blick auf die nämliche Zielsetzung zuerkennen müssen.

(Im Schütt-)Stein des Anstosses

Der Anfang der Geschichte lässt sich minutengenau fixieren, ebenso der Ort der Handlung: 14. Februar 1964, 9.20 Uhr, Bahnhof-Bufferet Zürich, 1. Stock.

Zusammengekommen ist ein buntgewürfeltes Trüpplein Leute, nicht allzuviele, so irgendwie beim Dutzend herum. Einige tragen recht prominente Namen, andere wiederum wirken so neugebacken wie Mutters Sonntagskuchen am Samstagabend. Mich spricht man als Herr Doktor an, versehentlich, versteht sich, ich erröte ob so viel Ehre und natürlich auch etwas verschämt, weil ich es noch nicht bin, immer noch nicht. Wenn man in die Praxis geht, verliert man leicht den Kontakt mit der Wissenschaft. Aber das gehört nicht zur Geschichte.

Einer oder zwei haben schon Bücher geschrieben, eine der Damen hat eine 25jährige Unterrichtserfahrung, jemand steht ein ganzes, jemand ein halbes Leben in der Praxis, und neben ihm sitzt ein junger Hitzkopf, natürlich wissenschaftlicher Assistent.

Wird hier Revolution vorbereitet? Gegen welche etablierte Macht richtet sich die «Bahnhof-Bufferet-Verschwörung?» — Weil es eine gutschweizerische und nicht etwa eine französische Verschwörung ist, wird ein Protokoll angefertigt, und dort kann man's nachlesen.

Ich zitiere: «Auch in der schweizerischen Sozialarbeit zeigt sich immer dringender das Bedürfnis nach einfachen, deutlichen Begriffsbestimmungen und einer grundlegenden Zusammenstellung der Fachausdrücke.» Das weitere ist bekannt. Mit der Waffe des Geistes will man in den Kampf ziehen, denn jede Revolution wird von Ideen getragen, sagt uns die Geschichte. Den Gegner auszumachen ist schon nicht mehr so leicht. Aber: Die Revolution kann noch nicht stattfinden. Das mit der Waffe des Geistes klappt nicht. Es entstehen rasch die ersten Verständigungsschwierigkeiten, was wiederum als Beweis für den zitierten Satz gelten darf. Was bleibt also zu tun?

Wir versuchen, einander näherzukommen. Die von Zürich, Luzern, Chur, Bern, die Alten und die Jungen, die wissenschaftlichen Genies, die ergrauten Praktiker und die Grünlinge. Wir tun es immer wieder. Gründlich, beschwerlich, mit wechselndem Erfolg, und manch einer denkt sich, wäre ich nur nie hingegangen. Genau gesehen tun sie es 11 mal. Und das Unfassbare geschieht. Ein ganz kleines Stück hat man sich verstanden, ist sich einig, fühlt sich entlastet wie nach einer ersten Etappe und macht plötzlich die Erfahrung eines neuen Zusammengehörigkeitsgefühls.

War es Uebermut, Dummheit, böse Absicht, dass wir plötzlich daran zu glauben vermochten, was wir zustande gebracht hätten, wäre auch anderswo möglich? War es falsch, vorauszusetzen, dass andere sich in ähnlichem Sinne um Vertiefung und Verständigung bemühten und ihnen die freilich kärgliche Frucht unserer Mühe weitergeben wollten, wohl wissend, längst nicht am Ende der Arbeit zu sein? (Zitat: «Die Arbeitsgruppe Terminologie betrachtet ihre Arbeit nicht als abgeschlossen».)

Dass unser Elaborat nicht ein goldenes Ei sein würde, wussten wir, bestenfalls ein gesprenkeltes, dachten wir, dass es einen Dotter enthält, glauben wir heute

noch, aber dass es eine Sprengladung enthielt, davon ahnten wir Naiven nichts.

Nun hats also geknallt, und zwar tüchtig, mit Zeitzündung zwar, aber noch regnet es Scherben. Ich kann mir nicht helfen, ich komme nicht davon los, dass da absichtlich etwas geschah, hineingetan wurde, was nicht im Text und nicht in der Intention der Fachgruppe lag. Möglicherweise wollte der Autor des Artikels «Bloss ein Streit um Worte?» (Fachblatt für Schweizerisches Heim- und Anstaltswesen, Nr. 1, Januar 1967) durch diese Detonation Leute wachrütteln, ein verständliches Anliegen, aber seine Einladung zum Gespräch tönt wie ein Kanonenschuss. Weil er selber festhält, dass es eben nicht ein blosser Streit um Worte ist, sondern ein sehr ernsthaftes Anliegen, muss ich ihn beim Worte nehmen, denn auf Spatzen schiesst man — so wenigstens behauptet es das Sprichwort — nicht mit Kanonen. Ich will nicht schiessen, weder mit vergifteten Pfeilen noch mit Artilleriefeuer. Ich möchte einige Scherben aufheben, sie wieder zusammenfügen, und wenigstens an Hand einiger Bruchstücke versuchen, die Zeichnung zu ergänzen:

1 Man mag sich zur «industriellen Leistungsgesellschaft, die uns das 20. Jahrhundert beschert hat», stellen wie man will. Tatsache ist: Sie ist da, und die logische Konsequenz für den Sozialarbeiter ist, ihr Positivum auszuwerten, dort, wo sie als Negativum erscheint, für einzelne oder Gruppen ins Positive umzugestalten. Wenn es Menschen und Menschengruppen sind, die sich in dieser Gesellschaft aus irgend einem Grunde nicht zurecht finden können, halfte ihnen der Sozialarbeiter zur Integration. Dabei stützt er sich auf die vorhandenen Kräfte des Klienten, fördert diese, sucht neue zu wecken, auf der andern Seite versucht er, auf die Gesellschaft einzuwirken, damit diese keine ungerechtfertigten und unerfüllbaren Forderungen stellt. Er benützt aber durchaus die vorhandenen Quellen der Gesellschaft. «Dem Sozialarbeiter stellt sich immer auch die generelle Aufgabe, an der Gesellschaft mitzuwirken. Diese Aufgabe ist in der Hilfe zur sozialen Integration eingeschlossen.» (Seite 3 in den Ergebnissen der Terminologiegruppe.) Um es nochmals deutlich zu sagen: Es geht dem Sozialarbeiter um die Erreichung des menschenwürdigen Daseins einzelner oder Gruppen, wie immer sie geartet seien, das ist sein Ziel, das er mit Integration benennt, und er denkt dabei vielleicht an Dinge, wie Ordnung, Harmonie, Friede. Es anders zu interpretieren hiesse, an einem Schaf 5 Beine suchen.

2 Wissenschaftlichkeit ist nicht gleichbedeutend mit Quantifizierbarkeit. Eine Reihe von Wissenschaften — man denke an das riesige Gebiet der sogenannten Geisteswissenschaften — brachte und bringt fortwährend Erkenntnisse an den Tag, die weder quantifizierbar sind noch auf dem Wege der Quantifizierung gewonnen wurden. Zwar wird im erwähnten Artikel nur vom Zuge zur Quantifizierung gesprochen, nicht von einer ausdrücklichen Gleichheit. Würde der Autor hier nur seiner Angst oder seinem Bedenken gegen die fortschreitende Quantifizierung zum Durchbruch verhelfen, würde ich mit ihm einen Sinnes sein, sogar mit vollen Backen ins vielbemühte «gleiche Horn» stossen, und mit Vergnügen. Ich kann es aber nicht, denn der Ver-

fasser tut mehr, seine Töne klingen miss. Das liegt an der Art, wie er spielt, oder — ohne Bild — an seiner Argumentation. Und weil ich dazu grundsätzlich etwas zu sagen habe, mache ich einen neuen Abschnitt.

3 Zwei Beispiele der Argumentation:

Recht eigenwillig reiht der Autor Begriff an Begriff wie Perlen an den Faden, und die Kette tut ihre Wirkung, sie schillert, reizt.

«*Facharbeiter — Fachleute — Spezialisten — Wissenschaft — Quantifizierung.*»

«*Sozialarbeiter — Sozialbeamte — daher feste Be-soldung, wo früher mitmenschliche Pflicht.*»

Was wird damit erreicht? Es verwischen sich die Unterschiede von Begriff zu Begriff; jeder für sich eine Einheit, schimmert, nahe an den andern gebracht, mit seinem Licht auf den nächsten, mit dem er durchaus etwas gemeinsam hat, und so entsteht schliesslich die Gesamtwirkung und jeglicher Sozialarbeiter im miesen Licht.

«... und es für den Sozialarbeiter als Spezialisten auf einmal Menschen — Klienten grösseren und minderen Werts geben muss, wie es menschliches Leben gibt, das als mehr oder weniger lebenswert und demzufolge als betreuungswürdig oder weniger betreuungswürdig erscheint.»

Spätestens an dieser Stelle wurde ich böse, und als ich wieder las, sehr böse. — Warum, so fragte ich immer wieder — ich fragte mich und andere —, kommt Herr Dr. Bollinger zu einer solchen Aussage, die ich als eine ungeheuerliche Zumutung bezeichne und gegen die ich im Namen aller Fürsorger — auch jener, die sich neuerdings Sozialarbeiter nennen — protestiere?

Was aber nützt der Protest? Wir leben im Zeitalter des Protests, im Jahrzehnt der Protestnoten und im Jahrfünft der Protestsongs. Man tauscht Noten aus, distanziert sich offiziell, nimmt zur Kenntnis, reicht Beschwerden ein, hält in Protokollen fest. Die Protokolle, die diplomatischen Noten gehen zu den Akten, die Akten ad acta und zu den Gestellen, dann ins Archiv, wo ein späterer Nachfahre mit wissenschaftlichen Neigungen und wenig quantifizierbaren Methoden, ein junger Historiker also, sie zum Verfertigen seiner These nochmals aus dem Staube gräbt und somit einen Beitrag zur Zeitgeschichte leistet, der, nachdem er von akademischen Behörden genehmigt, wiederum von der Bibliothek registriert, auf Gestelle wandert usw., usw.

Warum also kommt Herr Dr. Bollinger zu solchen Schlüssen? Kennt er die Sozialarbeit nicht, ist sie ihm auf dem papierenen Wege des Terminologieblättchens zum erstenmal begegnet? Nein, seine Reaktion zeigt, dass er Bescheid wissen muss.

War es eine journalistische Methode, um endlich jene Diskussion in Gang zu bringen, das Gespräch, das oft nicht ein Zwiegespräch ist, sondern ein Entzwei-Gespräch, oder überhaupt nicht stattfindet. Das wäre eine Erklärung, eine mögliche, sicher nicht die ganze.

Was also?

Ich denke — und damit wären wir im Zentrum der Sache: Der Grund liegt in einem sehr ernsthaften

Anliegen und einem ebenso ernsthaften Missverständnis:

Das Anliegen: Wo bleibt das Menschliche, wo die Gesinnung in der Sozialarbeit, wo das Engagement, das persönlich fordert? Das Missverständnis: Das Wertsystem meint etwas anderes als das, was Herr Dr. Bollinger aufgrund des Textes angenommen hat. Dieses Missverständnis ist bedauerlich, und vielleicht hätte die Terminologiekommission gut daran getan, mehr zu präzisieren. Sie wollte es nicht, weil sie darüber nicht ausführlich gesprochen hatte, obwohl man im Wesentlichen einig war. Hätte ich es tun sollen, als ich den Text an Hand der Protokolle verfasste?

Wertsysteme in der Sozialarbeit sind nicht Maßstäbe und Tabellen, nach denen der Klient in Grösse, Verdienst, Hilfewürdigkeit und Ähnlichem gemessen und schubladisiert werden könnte. Aber: Weil in jedem Menschen ein manchmal recht verhängnisvoller Drang innewohnt, Mitmenschen, auch «Schützlinge» zu werten, zu bewerten, beurteilen, verurteilen, fanden wir es richtig, über diese Angelegenheit nachzudenken. Jeder menschliche Akt bedeutet eine Wertung, macht gleichzeitig eine Aussage darüber, was wir vom Menschen und seiner Natur ganz allgemein halten. — Hilfe ich einem ändern, gehe ich von der stillen oder ausgesprochenen, bewussten oder unbewussten Haltung aus, dass der hilfebedürftige Mensch Hilfe verdient! Eine Banalität? Ja! Aber eine mit Konsequenzen! Nicht alle unsere Einstellungen und Haltungen haben den glücklichen Trend zum Positiven. Wie oft stellen wir plötzlich unsere Bemühungen ein, oder ändern unsere Hilfe nicht aufgrund der diagnostischen Überlegungen, sondern, weil wir genug haben, den Klienten als einsichtslos taxieren, weil er unsere Ansicht nicht zu übernehmen vermag, aus Werturteilen und Wertvorstellungen heraus also. Die bewusste Analyse eben jenes Wertsystem, das uns als Voraussetzung zur Hilfe dient, möchte zweierlei; uns den Blick öffnen auf unsere eigenen Vorurteile, und auch unsere «geistige Position» fixieren. — Inhaltlich: Wir meinen, dass dem Menschen ein Recht zukomme, in seiner Einmaligkeit ernst genommen und verstanden zu werden, dass wir kein Recht haben, ihn in seinen Gewissensentscheiden, aber auch was die Wahl von Hilfsmöglichkeiten betrifft, einfach zu beeinflussen und ihn quasi nach unseren Vorstellungen zu korrigieren. (Man lese hierzu irgendwo irgend etwas von den vielzitierten Prinzipien der Sozialarbeit. Ich bin sehr überzeugt, dass alle Autoren hier übereinstimmen; daher halte ich es nicht für notwendig, irgend einen besonders zu empfehlen.)

Kurz: Im Wertsystem begründen wir unsere Achtung von dem Mitmenschen, den Respekt vor seiner Persönlichkeit, seinen Anspruch auf persönliche Entfaltung. Von hier endlich löst sich auch das Problem des Engagements und der Nächstenliebe. — Beginnt Liebe nicht bei der Achtung des andern in seiner Andersartigkeit? Ist Ehrfurcht vor dem Du und das Bemühen, ihm mit allen Mitteln eine sachgerechte Hilfe anzubieten, das sorgfältige Studium dessen, was er wirklich braucht, ist all das keine Liebe, ist das schablonisiertes Beamtentum?

Einladung zum Mitdenken

Wir danken den Herren Dr. Max Hess und Werner Ziltener sehr herzlich für ihre interessante Stellungnahme, die ohne Zweifel geeignet ist, unsere Fachblatt-Leser dazu anzuregen, sich zur Sache weitere — und vor allem: eigene Gedanken zu machen. In einer der folgenden Nummern wird sich Gelegenheit bieten, auf die zwei «Repliken» zurückzukommen; denn dass es zu den Ausführungen beider Herren noch etwas zu sagen gibt, braucht wohl nicht besonders hervorgehoben zu werden. Weil es uns jedoch in keiner Weise bloss ums Rechthaben geht, halten wir es für ebenso fair wie richtig, die Artikel Hess und Ziltener den Lesern zunächst kommentarlos vorzulegen — auch deshalb kommentarlos, weil sich niemand davon dispensiert fühlen soll, selber mitzudenken, was vielleicht hätte der Fall sein können, wenn sich unsere «Duplik» gleich hier anschliessen würde. In solchem Mitdenken-Können und Mitdenken-Wollen nämlich sehen wir den eigentlichen Gewinn eines «Streitgesprächs» über die sogenannte Wende in der sozialen Arbeit, nicht im mehr oder weniger geschliffenen Schriftenwechsel zweier «Prozessparteien». Wir würden uns daher freuen, wenn recht viele Leser, vom Thema angesprochen, ihre Meinung zu Papier bringen und uns zum Abdruck zuschicken würden. So verstanden, ist unsere höfliche Einladung zum Mitdenken zugleich eine höfliche Einladung zur Mitarbeit an diesem Blatt.

Die Redaktion

Liebe ist nicht ein vages, idealisierendes Gefühl, nicht ein masochistisches Beglücktsein, für andere zu leiden, ein kaltmechanistisch funktionierendes Hilfs- und Helfersystem ist es nun auch nicht. Was Liebe ist, möchte ich hier nicht definieren, jeder möge sie aus seiner eigenen Erfahrung umschreiben, wenn das notwendig sein sollte. Wer wirkliche Liebe erlebt und gelebt hat, wird mir zustimmen, wenn ich — sehr dogmatisch und ohne Beweise — behaupte, eines ihrer entscheidenden Kriterien sei: Ein täglich sich erneuernder Entschluss, im Hier und Jetzt einer realen Situation das Gute für den andern zu wollen und zu tun. Liebe äussert sich auch im Wohlwollen, in der Bereitschaft, den andern zu verstehen.

Darf ich zum Schluss dieses Wohlwollens auch für meine Zeilen beanspruchen. Ich weiss, das ist immer noch nicht das Ei des Kolumbus, ein sehr verspätetes Osterei, wenn Sie wollen. Gehen Sie sorgfältig damit um, sonst fällt es wieder in den Schuttstein des Anstosses.

Werner Ziltener, Luzern